

Anna Weidenholzer

Zwischenzeit oder Der Platz des Hundes

Eine Motte fliegt aus dem Küchenschrank, als Leopold ihn öffnet. Kommt ihm entgegen, lässt sich auf der Wand neben dem Küchenblock nieder. Motten, denkt Leopold und geht näher an das Tier heran. Sieht, wie es mit den Flügeln zuckt und dann wieder zurück fliegt in Richtung Küchenschrank, in Richtung Mehl.

Leopold teilt das Mehl mit den Motten. Wenn er seine Palatschinken macht, wird er das Mehl in die Schüssel sieben, wo er es mit Eiern und Milch zu einem Teig verrührt. Der Hund wird neben ihm stehen und ihn ansehen. Wird seine schönste Sitz-Position einnehmen und seine Ohren aufstellen, auch das hängende. Leopold wird daraufhin mit seinem Zeigefinger in die Schüssel fahren und den Hund daran schlecken lassen. Der Hund wird danach seine Position nicht mehr verändern, bis Leopold die Palatschinken gebraten hat. Dann werden sie zum Esstisch gehen, der Hund bekommt den Teller auf dem Boden, Leopold stellt seinen auf den Tisch.

Es ist noch nicht Essenszeit. Leopold geht zur Kiste neben der Eingangstür und holt sich ein Bier. Er gießt es in den Plastikbecher, ein Weltpartaggeschenk, die Sumsi-Biene lächelt ihm entgegen. Es ist kurz vor elf, kurz vor halb zwölf in der Standardzeit. Leopold lebt in der Zwischenzeit, wegen der Uhrenmafia. Einmal, zur Zeitumstellung vor zwei Jahren, kam eine Journalistin zu ihm und stellte ihm Fragen, warum er das mache. Was das denn für einen Sinn habe, fragte sie ihn, warum er das tue und wie sich das mit der Zeitrechnung der anderen Menschen vertragen würde. Leopold erzählte ihr von der Uhrenmafia, dass die halbjährliche Zeitumstellung nur ein Trick sei, damit die Uhren schneller kaputt gehen. Zeigte ihr seine Gedichte zur Zwischenzeit. Sagte ihr nicht, dass er äußerst selten andere Menschen sieht. Bot ihr Bier an. Die Journalistin wollte kein Vormittagsbier trinken. *Das dürfen wir nicht mehr, wir dürfen im Dienst nichts trinken*, sagte sie. Sie saß auf der Bank am Platz des Hundes, und Leopold spielte ihr am Klavier Auszüge aus der Totenmesse vor, die er für sein Begräbnis komponiert hatte. Dann ging sie wieder. Sie hatte auch das Palatschinkenangebot ausgeschlagen.

Leopold kochte daraufhin für sich und den Hund Palatschinken, sie nahmen ihre gewohnten Plätze ein, und nach dem Mittagsbier setzte sich Leopold wieder ans Klavier. Er spielte die Messe durch, die er am Sonntag in der Pfarre spielen sollte, dass er in der Pfarre Organist ist, dürfe sie nicht schreiben, hatte Leopold der Journalistin zuvor gesagt, das dürfe niemand Offizieller wissen, das könnte mit der Sozialhilfe problematisch werden.

Es ist kurz vor elf und Leopold sitzt an seinem Tisch, an der Wand gegenüber das Kreuz. Er könnte ein Gegrüßet-seist-du-Maria beten, oder wieder einmal ein Vater-unser. Er könnte sich ans Klavier setzen, er könnte die Wohnung kehren. Er könnte die Uhr auf Standardzeit stellen, dann könnte er schon früher in die Küche gehen und Palatschinken braten. Danach würde er die Uhr wieder auf Zwischenzeit stellen. Er hätte länger Zeit, sein Mittagsbier zu trinken. Er würde eine halbe Stunde an Zeit gewinnen.

Manchmal, wenn Leopold Zeit bleibt, liest er auch den Bericht der Journalistin. Als er ihn zum ersten Mal sah, war er erschrocken. Er war erschrocken über das Bild, das ihm müde Augen machte und die gedruckten Worte, die so anders waren als die aus seinem Mund. Trotzdem war Leopold auch ein kleines bisschen stolz. Er war stolz auf die mediale Aufmerksamkeit, die die Zwischenzeit auf diese Weise erlangte und auf wohlwollend nickenden Köpfe, die ihm im Gasthaus begegneten. Die Zwischenzeit hatte Leopold zu einer berühmten Persönlichkeit gemacht, wenn auch nur für einen Tag. In der Zwischenzeit ist der Zeitungsartikel schon wieder vergessen, aber Leopold bewahrt ihn immer noch in der roten Mappe auf. Wenn Gäste kommen, holt er die Mappe hervor. *Das kann man gar nicht oft genug gesehen haben*, sagt er, wenn die Gäste Verwandte sind, denn immerhin sind das die einzigen Gäste, die regelmäßig kommen.

Während Leopold überlegt, wird es kurz vor Mittag. *Na also*, sagt er und steht auf. Er geht in die Küche, greift nach Mehl, Milch und Eiern. Er weckt die Motten und sibt das Mehl in die Schüssel, vermischt es mit Eiern und Milch. Er schaut auf den Boden. Neben ihm sitzt kein Hund mehr, der zu ihm hoch sieht. Kein Hund, der an Leopolds Finger und danach an seiner Schnauze schleckt. Leopold schleckt seinen Finger selbst ab. Er kocht die gewohnte Menge für sich und den Hund. Den Rest lässt er für die Motten stehen.

Nach dem Mittagsbier setzt sich Leopold auf den Platz des Hundes. Er steht auf, nimmt die Leine von der Türschnalle und geht hinaus, nicht in das gewohnte Gasthaus, sondern eines vier Straßen weiter. Er trinkt sein Nachmittagsbier, wippt von Zeit zu Zeit seinen Fuß auf und ab. Musik läuft im Hintergrund. Leopold pfeift leise mit, das Lied kennt er aus seiner Jugend. Er hat schon lange kein Lied aus seiner Jugend gehört, in seiner Dachmansarde steht nur ein Klavier und in seinem üblichen Gasthaus wird keine Musik gespielt. Das Lied, das hatte ich ganz vergessen, ich habe zu diesem Lied getanzt, und nicht nur ich, denkt Leopold, während er mit seinem Fuß wippt. Er sieht sich im Gasthaus um, bald ist Fasching, deshalb die Girlanden, denkt er und schaut unter den Tisch, um nach dem Hund zu sehen. *Suchen Sie etwas*, fragt die Kellnerin, als er vom Tisch aufschaut. *Haben Sie etwas verloren?* Leopold verneint, die Kellnerin geht. Er beschließt, an diesem Tag noch ein zweites Nachmittagsbier zu trinken. Er beschließt, immer wieder unter den Tisch zu schauen und hofft, noch einmal gefragt zu werden.

Dann wird er nach Hause kommen, die Leine des Hundes an die Türschnalle hängen. Er wird den Küchenschrank öffnen, das Mehl mit den Motten holen und es auf den Platz des Hundes stellen. Danach wird er zur Bierkiste gehen, das Abendbier heraus nehmen und in den Sumsi-Becher gießen. Er wird sich zu den Motten setzen und ihnen von seiner Begegnung erzählen.

Leopold wird zuerst leise sprechen und dann von Zeit zu Zeit seine Stimme heben. Er wird sich vorher noch versichert haben, dass die Motten aufmerksam sind, ehe er beginnt zu erzählen.

– Und wir tanzten bis in ihr Dienstende hinein. Tanja hieß sie und sie sagte, Leopold, bis 18 Uhr tanzen wir, dann gehe ich nach Hause. Tanja hatte ihr braunes Haar zu einem Zopf gebunden. Mädchen, schüttel dein Haar, lass dein Haar zu mir, hätte ich sagen können, hätte ihr erzählen können, wie der Hund die Haare schüttelte, wenn er

aus dem Regen kam. Ich sagte es nicht. Ich dachte es nur. Dachte an den Dienstschluss, dachte an Maria, daran, wie wir getanzt hatten, als Musik noch auf Platten gepresst war und das Heu noch auf Schobern getrocknet wurde.

Eine Motte wird ihre Flügel zücken, während Leopold spricht. Wird sich bereit machen und dann vom Rand der Mehlpackung zur Wand fliegen. Dort wird sie sich niederlassen, bewegungslos bleiben. Leopold wird zu seinem Bier greifen und einen langsamen Schluck nehmen. Er wird rülpsen und sich bei den Motten dafür entschuldigen, ehe er weiter erzählt.

– Und Tanja, Tanja sagte, wo lebst du, Leopold, und ich sagte, in der Zwischenzeit, und wir lachten und tanzten und bemerkten nicht, wie uns die Zeit verging. Ich hätte Tanja fragen können, ob sie heute nicht länger bleiben möchte. Ob sie mit in meine Wohnung kommen möchte, Tanja, ich möchte dir Palatschinken kochen, hätte ich gesagt. Liebe geht durch den Magen, hätte ich gedacht und es wahrscheinlich auch ausgesprochen. Tanja hätte gelacht und hätte dabei einen Tropfen Speichel verloren, der rechts über meiner Lippe gelandet wäre. Ich hätte sie nicht darauf angesprochen.

Die Kinder der Motten werden während Leopolds Erzählung ihre Spuren im Mehl ziehen, unbemerkt von Leopold. Er wird nur Augen für ihre Eltern haben, die von der Mehlpackung zur Wand fliegen und auch wieder zurück.

– Tanja, willst du deine Palatschinken mit Erdbeer- oder Marillenmarmelade, hätte ich sie gefragt und ihr erzählt, dass die Erdbeermarmelade von Händen gemacht wurde, die es heute nicht mehr gibt. Von kleinen, zarten Frauenhänden, die Erdbeeren zu Marmelade und Marmeladen auf Torten machen konnten. Aber Tanja, Tanja weiß nichts von Händen und Erdbeermarmeladen, wir tanzten nur und ließen die Zeit vergehen und ich sagte: Tanja.

Leopold wird an dieser Stelle einen großen Schluck Bier nehmen. Einen großen und schnellen Schluck, so dass das Bier im Becher überschwappt.

– Tanja, sagte ich, ich möchte dein Gesicht küssen, aber dann wird es schmutzig. Tanja, stört es dich, wenn ich dein Gesicht schmutzig mache? Wenn ich dich beschmutze? Tanja, wieso bist du so still, fragte ich sie, und ich wartete auf eine Antwort. Tanja hatte braune Haare und ihre Augen, sie taten es den Haaren nach.

Die Motte an der Wand wird ihre Flügel wieder bewegen und Leopolds Kopf umrunden. Sie wird sich nicht auf ihm niederlassen.

Leopold ist noch nicht nach Hause gekommen, er hat noch nicht mit den Motten gesprochen. Er hat bereits einige Male unter den Tisch geblickt, die Kellnerin ist an ihm vorüber gegangen, zu den anderen Menschen, die vorwiegend Männer sind und träge an ihren Tischen sitzen. Das zweite Nachmittagsbier fast leer, hält Leopold sich die Faust vor den Mund und versucht, ein Rülpsen zu unterdrücken. Er spielt mit der Tischdekoration, die vor ihm steht, ein Plastikblumengesteck. Leopold nimmt die Blumen heraus und taucht seinen Finger tief in den Steckschwamm. Er zupft an den Blumen, die sich nicht zerreißen lassen. Tulpen und eine andere Blumenart, deren Namen Leopold nicht kennt und die er noch nie zuvor gesehen hat. Vielleicht wachsen die bei uns nicht, denkt er, während er Tulpen und die unbekannte

Blumenart wieder im Steckschwamm ordnet. Er hat einige Steckschwammbrösel hinterlassen, die er schnell vom Tisch wischt, ehe die Kellnerin es bemerkt.

Leopold erinnert sich an Maria, an Maria, die sagte, *das tut man nicht*, wenn er Sachen unter den Tisch kehrte. Maria sagte auch, *das tut man nicht*, wenn Leopold seine Finger in die Nase steckte, rülpste oder ihr unangekündigt auf die Brüste griff. An einige der Regeln hält sich Leopold heute noch. Dinge, die er mittlerweile nicht mehr einhält, sind: die Tür zur Toilette bei Toilettengängen schließen, Palatschinken in wenig Butter braten, Küchenschränke von links nach rechts auswischen. und Gasthäuser nur an Sonntagen besuchen. Leopold meint, das sei sein gutes Recht, aber ein schlechtes Gewissen bleibt trotzdem. Leopold betet dafür jetzt mehr.

Leopold hat bereits seit einiger Zeit aufgehört, mit dem Fuß zur Musik aus dem Radio zu wippen, als er beschließt, nach Hause zu gehen. Er sieht die Kellnerin lachen und wundert sich über ihre Zahnspange. Er erschrickt über die Zahnspange, hätte er sie doch für älter geschätzt. Aber tragen heute nicht auch ältere Frauen Zahnspangen, beschwichtigt sich Leopold, heute tragen auch ältere Frauen schon Draht im Mund. Er klopft zweimal auf seinen Oberschenkel, um dem Hund das Zeichen zum Aufbruch zu geben. Er fährt sich mit der Zunge über die Zähne und fühlt seinen vorstehenden linken Schneidezahn. Vielleicht sollte ich auch etwas mit meinen Zähnen machen, denkt Leopold, als er der Kellnerin Geld in die Hand drückt und danach das neue Gasthaus hinter sich lässt.

Es ist spät geworden, nach Leopolds zwei Nachmittagsbieren. Normalerweise, an gängigen Tagen, kommt er nach seinem einem Nachmittagsbier früher nach Hause und hat dann noch Zeit. Heute bleibt Leopold wenig Zeit. Er schaut noch eine Weile gegen die Wand, bis es dunkel wird und es Zeit ist, ins Bett zu gehen. Er geht zur Toilette, danach, als er heraus in die Küche kommt, nimmt er das Mehl mit den Motten mit.

Das kleine Fenster der Dachmansarde ist rechts neben Leopolds Bett. Das Bett steht an der linken Zimmerseite, an der rechten wäre auch kein Platz dafür. Dort steht das Klavier, daneben die Sitzbank und der Tisch, auch ein kleiner Hocker. Leopolds Nachttischlampe ist durchgebrannt, er benutzt seit geraumer Zeit eine Taschenlampe, deren Licht beweglicher ist als das einer Nachttischlampe. Leopold hat sich angewöhnt, das Zimmer abzuleuchten, jede Stelle mit dem Taschenlampenlichtschein zu berühren, ehe er die Nacht dunkel sein lässt. Er streift Wände entlang, Wände, Möbel, den Boden und zuletzt sich selbst. Dann erst schaltet er die Lampe ab. *Es gibt nichts Neues unter der Sonne*, sagt Leopold, als er sich im Bett die Wolledecke bis über die Nase zieht. Er blickt hinüber zum Platz des Hundes, mit seinen Augen, die sich langsam an die Dunkelheit gewöhnen. Er sieht das Mehl. Was er nicht sieht, sind die Kinder der Motten und die Motteneltern, ihre feinen Härchen an den Unterflügeln. Leopold sieht die Wand hinter dem Platz des Hundes. Er sieht die Gottesmutter und das Jesuskind und sagt, *jetzt ist es aber wirklich Zeit zu schlafen*.

Anna Weidenholzer, geb. 1984 in Linz, lebt in Linz und in Wien. Studium der Vergleichenden Literaturwissenschaft in Wien und Wrocław, Absolventin der Leondinger Akademie für Literatur 2009. Kunstförderungsstipendium der Stadt Linz 2009. Gründungsmitglied der Linzer Lesebühne „Text and the City – Original Linzer

*Worte“ . Im Herbst 2010 erscheint ihr Erzählband *Der Platz des Hundes* im
mitterverlag. Sie schreibt Prosa und ist als Journalistin tätig. Neben dem Alfred-
Gesswein-Literaturpreis erhielt sie heuer (neben div. Auszeichnungen in früheren
Jahren) ein Kunstförderungsstipendium der Stadt Linz, den Kunstpreis der
Wirtschaftskammer OÖ, den Anerkennungspreis des Marianne-von-Willemer-Preises
und kam auf die short-list des FM4 Literaturwettbewerbs Wortlaut.*